

Bezugs-Preis
Der Zeitungs-Preis 2,50 M.
Für den Postweg 3 M. für das
Landgebiet. Die halbjährliche
Abnahme beträgt 12 M.

Halleische Zeitung.

Einzelne Exemplare
Für die halbjährliche Zeitungs-
Abnahme für Halle und Reg. -
Bez. 12 M. für die halbjährliche
Abnahme aus dem Reichsgebiet
Preis die Zeit 40 S.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle
Halle, Gebrüderstraße 87.

Halle a. S., Donnerstag 7. Oktober 1897.

Verleger: Hermann
Gertin a. W., Henningstraße 8

Deutsches Reich.

Der Kaiser fahete am Dienstag auf der Fahrt nach
Danzig dem Marienburg Schloß einen unerwarteten
Besuch ab. Da der beglückte Entschluß von dem Kaiser erst
in letzter Stunde gefaßt wurde, kam es, daß er der Marien-
burger Einwohner im wahren Sinne des Wortes überraschte.

berichtet zu haben. Der Besuch des Herrn Staatssekretärs
Dirig bei dem Herrn Reichskanzler in Baden-Baden, den ja
wohl auch die freireichliche Presse feinerzeit gemeldet hat, weist
auf den Zeitpunkt hin, zu welchem die Zustimmung des Herrn
Reichskanzlers zu den Grundzügen des Flottenplanes erfolgt
ist. Wie es scheint, ist getrieben auch im Staatsministerium
Stellung zu diesem Flottenplane genommen worden.

Katholikentum geliefert hat, sehr ermuntert gewesen, wenn
die betreffenden Herren aus ihrem Herzen keine Würdegrube
gemacht hätten, und man würde aus dem Gange der
Verhandlungen haben erkennen können, ob auch in diesem
Punkte, wie Professor Schmoller in der Eröffnungs-
rede rühmte, zwischen der älteren und jüngeren extremen Richtung
grundtätige Uebereinstimmung herrsche und die etwaige Ver-
schiedenheit der Auslösung lediglich Sache des Temperaments
sei. Ist die Eisenbahnverwaltung somit von den ihr zuge-
bachten Angriffen verschont geblieben, so ist sie, wenn auch in
anderer Richtung, auf dem sozialdemokratischen Parteifeld
hart getadelt worden. Man verlangte von ihr die baldige
Einführung des Zonen tariffs mit der neuen Begrün-
dung, daß durch diese Maßnahme die sozialdemokratische
Agitation sehr erheblich erleichtert und gefördert werden würde.

Unter dem Vorstehe des Ministerpräsidenten, Reichskanzler
Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst fand gestern Nachmittag
eine Sitzung des Staatsministeriums statt.

Ueber die bevorstehenden Veränderungen auf den
diplomatischen Posten wird, wie wir mit Bestimmtheit ver-
sichern können, erst Ende dieses Monats eine endgültige Ent-
scheidung getroffen werden.

Wie die „Post“ hört, befaßt sich die Nachrich, daß die
Regierung Willens sei, dem Reichstage eine Geleitentwurf
über die Entschädigung ausländischer Werftarbeiter vorzu-
legen. Der Geleitentwurf soll bereits in der nächsten Zeit an
den Bundesrat gelangen.

So wird in der „Freis. Bl.“ Zweifel darüber zu erregen
versucht, ob die Flottenpläne auch die Zustimmung des
Reichskanzlers fürsten Hohenlohe haben, oder ob sie nicht über
seinen Kopf hinweg verfaßt worden. Die einfache, unbefangene
Ueberlegung hätte freilich schon zu der Ueberzeugung führen
müssen, daß der Staatssekretär des Reichsmarineamts, wenn er
auch mit der Entlohnung des Herrn Reichs-
kanzlers beauftragt ist, einen Flottenbauplan nicht
verfassen kann, ohne sich wenigstens der grundsätzlichen
Zustimmung seines Chefs, der demnach die volle Ver-
antwortung für den Plan trägt, zu den Grundzügen des-
selben

Im „Reichsanzeiger“ wird die Verordnung wegen Ergänzung
der Verordnung betreffend den Uebergang der Verwaltung
der Angelegenheiten der evangelischen Landeskirche
an den Coangelischen Oberkirchenrat und die Kaufstiftungen der
acht älteren Provinzen der Monarchie veröffentlicht.

Der „Nordb. Allg. Bl.“ zufolge bezieht die Absicht,
dem zur Vorbereitung und Begutachtung handels-
politischer Maßnahmen demnach zusammenzutreten wirt-
schaftlichen Ausschuss die Erfüllung seiner Aufgabe dadurch
zu erleichtern, daß das einschlägige gesetzgeberische und statistische
Material gesammelt, geordnet und in handlicher Form den
Mitgliedern des Ausschusses zugänglich gemacht wird.

In der Generalversammlung des Vereins für Sozial-
politik hatte der erste Berichterstatter Professor Dr. Löning
sich auch über die Frage der Koalitionsfreiheit in der
Eisenbahnarbeit geäußert, ohne zu ihr definitiv
Stellung zu nehmen. Zweifel über die Zulässigkeit der Koalitions-
freiheit für diese Arbeiter zum Ausdruck gebracht und dabei
angeregt, ob es sich für den Fall eines negativen Aus-
falls der Eröugung nicht empfehlen werde, diesen Arbeitern
eine mehr beachtenswerte Stellung zu gewähren. Es müßte
beizubringen, daß man im weiteren Verlauf der langen
Debatte auf diese Frage nicht mehr zurückkommen ist, obwohl
sie angeht die Verhütung der Heilmittel in den Sächsischen
Eisenbahnarbeiter-Verein seitens der preussischen Staats-
bahnverwaltung von aktueller Bedeutung ist und diese
Maßnahme in der sozialistischen und halbsozialistischen Presse
sehr scharf verurteilt worden war. Namentlich müßte auffallen,
daß auch die die schärfste Tonart gegenüber der gemäßigten Rich-
tung Professor Löning's vertretenen Teilnehmer insbesondere
auch aus Süddeutschland mit diesem Wort auf diese
Frage eingingen. Sicherem Vernehmen nach hat es auch in
der Absicht einiger dieser Herren gelegen, die Sache zur Sprache
zu bringen und dabei die preussische Staatsbahnverwaltung
wegen jenes Verbots auf das Schwerste anzugreifen. Sie haben
sich aber aus nachstehenden Zweckmäßigkeitsrücksichten und aus
Rücksichten der Sachlichkeit gegen einige in der Versammlung
anwesende hochgeachtete Vertreter der Staatsbahnverwaltung
bewegen lassen, von der Ausföhrung dieser Absicht abzusehen.

Die Absicht des Ausschusses des Innern ist, die jetzt im Reichsamt
des Innern fertiggestellte Sammlung aller in der Periode
von 1872-1897 vom Reich abgeforderten Handels- und
Schiffahrtstratrate. Außerdem wird auf An-
ordnung des Staatssekretärs Grafen Polkowsky die statistische
Nachweisung des Baarenverkehrs mit den
einzelnen Ländern ergänzt und neu gestaltet. Für Länder,
mit denen Deutschland zweiseitige Tarifverträge
abgeschlossen hat, sind daneben noch besondere
Untersuchungen über die Entwicklung des Handels
in den von diesen Verträgen ergriffenen Positionen veranlaßt.
Ferner sollen die Zollsätze des In- und Auslandes nach
Baarengruppen vergleichend einander gegenübergestellt werden.
Als eine Hauptaufgabe endlich ist noch die Herbeiföhrung einer
auf das In- und Ausland sich erstreckenden Produktions-
statistik anzusehen.

Bismarck und die Frauen.

In den von Heinrich von Holstinger mitgetheilten Auf-
zeichnungen Rudolf Kinkaus über den frühesten Bismarck aus
den Jahren 1878 und 1884 befindet sich ein reiches Material
zur Charakteristik des Altreichskanzlers. Greifen wir heute
ein besonderes Kapitel heraus: Bismarck's Verhältnis zu
den Frauen. Hat dies auch mit der Politik nichts zu
thun, so zeigt es uns den in der Politik zum Besten Deutsch-
lands aufgehenden Staatsmann als Menschen und das interres-
sant für nicht nur die Frauen, die dem Oelküssen so begeistert
zu huldigen verstanden. Es heißt dort also: „Frauen scheinen
besonders wenig Einfluß auf Bismarck ausgeübt zu haben.
Es giebt eine alte Geschichte, wonach er einmal vor
seiner Verheiratung verheiratet gewesen sein soll; aber
die Geschichte ist so schwach, daß wir billig bezweifeln
können, daß sie auf einer sicheren Grundlage beruht. Es
ist mehr als wahrscheinlich, daß er nicht ganz der süßen
Jugendkrankheit, genannt „Liebesfieber“, erkrankt ist, aber er
hatte sie sicherlich in milder Form, und sie ging bald vorüber.
Auf alle Fälle hinterließ sie keine Spuren. Wohlthat ist, daß
er im Alter von zweiunddreißig Jahren heiratete und daß
sich dieser Zeit niemand - selbst sein ärgster Feind nicht -
verdacht hat, den leichten Argwohn auf seinen Charakter als
Ghemann oder Vater zu werfen. Sein Familienleben ist voll-
kommen rein gewesen, und es ist allem in seiner Umgebung
wohlbekannt, daß er eine unbegreifliche Strenge gegen Ueber-
treter des höchsten Gebotes zeigt. Während er gegen die
meisten jugendlichen Extravaganzen und Streiche, von welchen
seine eigenen Jugendjahre voll waren, nachsichtig ist, kann er
Uebertreter nicht auslassen, welche ihm einen an Gelb grenzenden
Uebermuth einzuflößen scheinen. Dagegen Bismarck immer
freundlich und höchst in weiblicher Gesellschaft ist, hat er
niemals eine der zahlreichen Schönheiten, denen er im Leben
begegnet, derartig ausgezeichnet, um auch nur den Verdacht zu
erregen, daß er irgend einer Frau besondere Aufmerksamkeit
geschenkt oder gar den Hof gemacht habe. Er hat warme und
hochgeachtete Freundsinnen - worunter die Großfürstin Helene
von Rußland aerechnet werden muß - gehabt, aber die einzi-

nen, welche allem Anschein nach Mann in seinem Herzen
gefunden und baselbe begehren haben, sind seine Mutter, seine
Schwester, seine Frau und seine Tochter. Bismarck's Mutter,
König Wilhelmine von Preußen, war im Jahre 1789 geboren und
heiratete im Jahre 1806, erst sechzehn Jahre alt. Sie starb
am 1. Januar 1839, ohne Blutzugende der Größe ihres Sohnes
gewesen zu sein. Sie gebar ihrem Manne Karl Wilhelm
Ferdinand von Bismarck (geboren 1771, gestorben 1845) sechs
Kinder, von denen drei, Ferdinand, Johanna und Franz, als
Kinder starben, während die drei anderen: Bernhard (geboren
1810), Otto (geboren 1815) und Malvine noch am Leben sind.
Malvine, Bismarck's jüngste und allein noch lebende
Schwester, wurde 1827 geboren und heiratete im Jahre 1844
den Freiherrn Oskar v. Arnim-Krochendorff. Die
Beziehungen zwischen dieser Dame und ihrem Bruder Otto sind
immer besonders herzlich Natur gewesen. Er pflegte sie,
wenn sie Wege zu Hause waren, mit einer jenen Rücksicht zu
behandeln, welche studierende Brüder selten gegen ihre jüngeren
Schwestern zeigen. Diejenigen, welche sich erinnern, sie als
junge Leute zusammen gesehen zu haben, sagen, daß er so
freundlich und rücksichtsvoll gegen sie war, als wenn sie seine
Braut gewesen wäre. Als sie heiratete, schrieb er einen Brief
an sie, der eine förmliche Widmung von Ehrerbietigkeit und
Bewundern ist. „Es ist sehr unnatürlich und egoistisch“, sagte
er, „daß Mädchen, welche Jungfrauen zu Brüdern
haben, in unbedachter Weise hingehen und sich verheirathen,
gerade als ob sie nichts Anders in dieser Welt zu thun hätten,
als ihren eigenen Neigungen zu folgen.“ In diesen Briefen
giebt er ihr allerlei Arten von jütischen Rühmen, und selbst,
wenn er bei schwerer Arbeit auf seinem kriegsreichen Wege
ist, und wenn alle ihm sich Nöhern vor dem Ausdruck still
gehörigkeits Strenge auf seinem Gesicht sehen empfinden, bleiben
seine Briefe an „seine geliebte Schwester, seine liebe Malvine,
liebe Marie“ unverändert freundlich und sind oft voll von aus-
gezeichnetem gutem Humor. Er macht Ergebe über wichtige An-
gelegenheiten, über Menschen, die sich sehr groß dünken, und
über sich selbst. Wenn aber seine Schwester Nummer
hat, findet er wunderroll treffende Ausdrücke eines
guten und tiefen Mitgeföhls, und durch die

Im Reichsamt des Innern sind Entwürfe für Zwangs-
und freiwillige Zünunungen ausgearbeitet worden, die den
Bestimmungen der Neuorganisation des Handwerks
Nachung tragen sollen. Gegenwärtig liegen die Entwürfe
im preussischen Ministerium des Innern; sobald von dort eine
Nachführung erfolgt sein wird, dürfen einzelne Meinungen
verbreitet werden über einzelne Punkte durch kommissarische Be-
rathungen ausgetauscht werden. Dann folgen die Entwürfe,
wie wir erfahren, einer Kommission von Sachleuten zur Begut-
achtung vorgelegt werden. Schließlich werden sie, wie es ist,
auch bei den Normalstaaten für die Krankenkasse bei Erlaß der

ganze Korrespondenz läuft fastlagen ein ununterbrochener Faden
eine tiefen brüderlichen Liebe. Bismarck's Gemahlin, Johanna
von Bülkammer, aus einer alten adeligen pommerischen Familie,
wurde im Jahre 1824 geboren. Er machte ihre Bekanntschaft
bei der Hochzeit eines Freundes, wo sie als Brautjungfer fungirte,
und zwei Jahre später - im Jahre 1847 - hielt er von ihr
Hand an. Ihre Familie war anfangs nicht zur Annahme seines
Antrages geneigt. Zu dieser Zeit genöthigte Herr v. Bie-
marck eines etwas sonderbaren Muffs. Er hatte den Vor-
namen „der tolle Bismarck“ und hatte diesen Titel durch
seine zahlreichen Duelle, seine verwegenen Neckereien und
einige weitverbreitete Anekdoten über sein Verhalten
gegen Professoren, Bürgermeister und andere Aeltestenperso-
nen, die die deutschen Studenten, „Billföhrer“ nennen, erlangt. Aber
mehr noch verdankte er seinen Beinamen den sehr geräuschvollen
Besuchenern der Jagd und hatte nur einen großen Lebensgenöth -
hof und Schönheiten abzukühlen pflegte. Aufgeben, achtbar
religiösen Leuten wie den Bülkammerschen er nicht ein passen-
der Freier für ein einziges geliebtes Kind. Bismarck indes
brachte die Frage schnell ins Auge. Er ging zu Fräulein
Johanna, und nachdem er sich durch einen Brief vergewißert,
daß sie auf seiner Seite war, schloß er sie in die Arme und
sagte, sich zu ihren erlauchten Verwandten wendend: „Was
Gott zusammengebracht, soll der Mensch nicht scheiden.“ Die
Fürstin Bismarck hat sich ihr Leben hindurch die ganze
Einfachheit ihrer Jugend bewahrt. Sie ist das vollkommene
Muster einer deutschen Hausfrau im besten Sinne des
Wortes gewesen. Sie war ruhig, trug ihre Würden als das
natürliche Ding von der Welt, hielt fest an den alten Freunden
bescheidener Tage und hatte nur einen großen Lebensgenöth -
ihren Mann und ihre Kinder glückselig zu machen. Sie sorgte
für sie in ruhiger und mütterlicher Weise, und ihre gelassene
Heiterkeit und Geduld, welche Bismarck immer ein ruhiges
Geist gestöhrt haben, haben sicherlich zu seinem Erfolge im
Leben beigetragen. „Sie hat mich“, sagte er einst zu einem
Freunde, „zu dem gemacht, was ich bin.“ Das Gräfin
Marie, die Tochter Bismarck's, von ihm mit größter An-
hänglichkeit geliebt wird, ist bekannt. Sie ahmt ihm im
Charakter an meisten und besitzt einen hervorragenden Geist









[Nachdruck verboten.]

## Das Herz der Welt.

14]

Von H. Rider Haggard.

Autorisierte Uebersetzung von Gertrude Hildebrandt-Eggert.

Darauf führte uns Louisa vorsichtig durch die geheime Thür und einen schmalen Gang entlang. Endlich flüster sie:

„Jetzt vorsichtig. Das ist die Stelle, von der aus Ihr Euch in die Kapelle hinablassen müßt, und hier zur Rechten kommt eine Treppe.“

Wir gingen an der Treppe vorbei und bogen um eine Ecke, noch immer von Louisa geleitet.

Im nächsten Augenblick taumelte sie zurück und sank in meine Arme, indem sie murmelte: „Heilige Mutter Gottes! Die Geister! Die Geister!“

Ich hielt sie an der Hand fest und trat in eine kleine Nische, die sich vor uns aufthat. Da bot sich mir ein seltsamer Anblick. Die Kangel der Kapelle war durch das hereinfluthende Mondlicht erleuchtet und durch die Lampe, die auf dem steinernen Altar stand. In dem Kreise grellen Lichtes, das diese Lampe warf, standen vier Menschen, nämlich Don Pedro, sein Sohn, ein alter Indianer und ein Mädchen.

An jeder Seite des Altars ragten damals, so wie jetzt, zwei geschnitzte Säulen aus Sapote-Holz, deren Kapitale Engelsgestalten bildeten, und an diese Säulen waren der Indianer und seine Tochter festgebunden, die Hände nach hinten genommen, so daß sie absolut hilflos waren. Meine Augen ruhten zuerst auf dem Mädchen, das mir zunächst stand, und obgleich ihr stolzes Gesicht von Hunger und Schmerzen, von Todesangst und ohnmächtiger Wuth verzerrt war, so begriff ich sofort, daß Molas wie Don Pedro von ihrer Schönheit bezaubert waren.

Sie war eine Indianerin, doch eine, wie ich sie nie zuvor gesehen, denn ihre Hautfarbe war fast weiß, und ihr dunkles, welliges Haar hing ihr bis zu den Knien. Ihr Gesicht war oval und feingeschnitten und ein Paar wundervolle Augen leuchteten darin, während das schmiegsame weiße Gewand, das sie umhüllte, die Lieblichkeit ihrer schanken Gestalt verrieth.

Der alte Mann war kein Anderer als Zibalbay. Wie Molas ihn beschrieb, war er, hager und groß, mit weißem Haar und Bart, wilden feurigen Augen und einer Adernase; auch Don Pedro hatte nur die Wahrheit gesagt, als er meinte, er gliche einem Könige. Sein Gewand war ihm heruntergerissen, so daß er halb nackt war, und Stirn, Brust und Arme zeigten blutige Striemen und Flecke, die augenscheinlich von der Reitpeitsche herrührten, die zerbrochen zu seinen Füßen lag.

Es war nicht schwer zu errathen, wer sie zerbrochen, denn vor dem alten Manne, schwer athmend und den Schweiß von der Stirne trocknend, stand Don José.

„Dieser Maulesel läßt sich nicht bewegen,“ sagte er auf Spanisch zu seinem Vater; „frag’ das Mädchen. Sie wird wohl Antwort geben, wenn sie sieht, wie der Alte zugerichtet ist.“

Da schlüpfte Don Pedro von dem Altargitter, auf dem er gesessen, herab, blickte das Mädchen mit seinen trauen Augen an und sagte in der Wanasprache:

„Liebes Kind, der Anblick muß Dich doch schmerzen. Mach’ ein Ende und sag’ uns, wo der Ort ist, an dem das viele Gold verborgen liegt.“

„Mit meinem letzten Seufzer befehle ich Dir, nichts zu sagen, Kind,“ fiel Zibalbay ein. „Auch dann nicht, wenn Du siehst, daß sie mich zollweise vor Deinen Augen morden.“

„Schweig, Du Hund,“ sagte Don José, ihn auf den Mund schlagend.

„O, daß ich frei wäre, um Dich zu rächen!“ stöhnte das Mädchen, an den Stricken zerrend, die sie gefesselt hielten.

„Nur nicht so hitzig, mein Liebchen,“ höhnte Don José. „Gebude Dich doch noch ein Weilchen, dann kannst Du Dich selbst und Deinen Vater rächen. Wenn er nicht sprechen will, so denke ich, wir finden ein Mittel, um Dich zum Reden zu bringen, nur möchte ich nicht rauh gegen Dich sein, wenn Du mich nicht selbst dazu zwingst. Du bist zu hübsch, viel zu hübsch.“

„Was wollen wir wählen,“ wandte sich Don José zu Don Pedro, „heißen Stahl oder kalten? Entschließe Dich, denn ich verliere die Geduld. Gib mir doch die Machete. Nun, Freund,“ sagte er zu dem Indianer, „jetzt frage ich zum letzten Male, wo der mit Gold gefüllte Tempel ist, von dem Du mit Deiner Tochter gesprochen hast, so daß mein Vater es hörte?“

„Einen solchen Ort giebt es nicht,“ entgegnete Jener verdrießlich.

„Was Du sagst, Freund. Willst Du mir vielleicht erklären, wo die kleinen Goldstücke herkommen, die wir dem Indianer abgenommen haben, der Dich besucht hatte, und wo diese Machete herkommt?“ und er zeigte auf die Waffe in seiner Hand.

Es war ein außerordentlich schönes Schwert aus gehärtetem Kupfer, dessen Griff eine weibliche Gestalt mit ausgestreckten Armen darstellte, die aus purem Golde bestand.

„Die Machete hat mir ein Freund gegeben,“ sagte der Indianer. „Ich weiß nicht, wo der sie herhat!“

„Wirklich,“ entgegnete Don José mit einem brutalen Lachen. „Vielleicht fällt es Dir gleich ein. Hier, Vater, mache die Spitze der Machete über der Lampe glühend, während ich unserm Freunde erzähle, wie wir ihm und seiner Tochter dienen wollen.“

Don Pedro nickte und hielt das Schwert über die Flamme, während José dem Indianer ins Ohr tuschelte und von Zeit zu Zeit auf das Mädchen wies, das vor Schrecken halb ohnmächtig zu Boden gesunken war.

„Seid ihr Weisheit denn Teufel?“ entgegnete der Alte endlich und ein Stöhnen rang sich aus seiner gequälten Brust.

„Durchaus nicht, Freund,“ lachte José, „wir sind ganz gute Kerle, aber die Zeiten sind schwer und wir wollen leben. Nun zum letzten Male, willst Du uns an den Ort führen, wo das Gold herkommt, und Deine Tochter als Bürgen für unsere Sicherheit hier lassen?“

„Nie und nimmer,“ rief der Indianer, „besser, daß wir zwei hundertfach umkommen, als daß die alten Geheimnisse meines Leibes anbeimfallen.“

„Also habt Ihr doch Geheimnisse. Vater, ist das Schwert heiß?“ fragte José.

„Noch eine Minute, mein Sohn,“ sagte der Alte und drehte genäglich die Spitze in der Flamme.

Das war die Szene, der wir beimohnten, das die Worte, die an unser erstarrtes Ohr schlugen.

„'s ist Zeit, dazwischen zu treten,“ murmelte der Sennor und sich auf das Gitter stützend, schickte er sich an, hinab zu springen.

„Vielleicht ist die Thür offen,“ flüsterte ich.

„Wollt Ihr hineingehen?“ fragte Louisa.

„Aber natürlich,“ entgegnete ich. „Wir müssen die Leute reiten oder mit ihnen untergehen.“

„Dann, Sennors, lebt wohl. Ich habe für Euch gethan, was ich konnte. Mögen die Heiligen Euch schützen!“ Und sie entwich wie ein Schatten.

Wir krochen die Treppe hinunter, und wie ich gehofft, stand die Thür offen. Einen Moment lang beriethen wir uns, dann schlichen wir durch die Dämmerung nach dem hellen Kreise am Altar. Jetzt hatte José das glühende Schwert in der Hand.

„Schau auf, liebes Kind, schau auf,“ sagte er zu dem Mädchen, ihr die Wange klopfend. „Ich will Deinen vortrefflichen Vater nach dem Rituell der christlichen Kirche taufen, indem ich ihm ein Kreuz auf die Stirne mache,“ und er näherte die glühende Spitze dem Gesichte des Indianers. In dem Augenblick packte ihn Molas von hinten, so daß er die Waffe fallen ließ, während ich Don Pedro umklammerte, so daß es ihm unmöglich war, sich zu bewegen.

„Gebt einen Laut von Euch, so seid Ihr des Todes,“ sagte der Sennor, die Machete aufhebend, und die glühende Spitze auf José's Brust setzend, so daß sie sich langsam einen Weg brannte.

„Was wollen wir mit den Beiden thun?“ fragte er.

„Sie tödten, wie sie uns getödtet haben würden,“ entgegnete Molas; „doch wenn Ihr Euch davor fürchtet, so schneidet dem alten Manne da drüben die Stricke los, damit er sich und seine Tochter räche.“

„Was räthst Du, Ignatio?“

„Mich dürftet nach keines Menschen Blut. Aber um unserer eigenen Sicherheit willen müssen die Beiden sterben. Fort mit ihnen!“

Nun blökte Don Pedro in seiner Angst ganz unverständlich, und Don José, der Gelb, brach in Thränen aus und bettelte um sein Leben, während er sich vor Schmerzen wand, denn die Schwertspitze fengte ihn.

„Sie sind ein englischer Edelmann,“ stöhnte er, „Sie können einen hilflosen Mann nicht wie einen Ochsen abschlachten.“

„Wie Ihr uns drüben in der Kammer abschlachten wolltet — uns, die Euer Leben retteten,“ entgegnete der Sennor. „Dennoch habt Ihr Recht, weil ich, wie Ihr sagt, ein Edelmann bin. Molas, laß den Hund los und stich ihn nieder, sobald er Miene macht, zu entfliehen. José Moreno, Ihr habt ein Schwert an der Seite und ich halte eines in der Hand; ich will Euch nicht ermorden, aber wir wollen unsern Streit jetzt und hier schlichten.“

„Du bist toll, Sennor,“ sagte ich, „lieber steche ich ihn selber nieder, als daß ich das zulasse.“

„Wollt Ihr fechten, José Moreno, wenn ich Euch loslasse?“ fragte er, „oder wollt Ihr auf dem Flecke, wo Ihr steht, getödtet werden?“

„Ich will fechten,“ gab Jener zurück.

„Gut. Gib ihn frei, Molas, und halte Dein Messer bereit.“

„Ich beschwöre Dich,“ fiel ich ein, doch schon war Jener frei und der Sennor stand seiner wartend, den Rücken der Thüre zugekehrt und die indianische Machete mit dem goldenen Weibe als Griff in der Hand.

José blickte sich um, als suche er eine Gelegenheit zur Flucht, doch vergebens, vor ihm war die Machete und hinter ihm Molas' Messer. Zehn Sekunden standen sie sich regungslos, vom Mondlicht umflossen, gegenüber. Die Indianerin schüttelte ihr Haar aus dem Gesichte und bog sich so weit sie konnte, vor, um dem Kampfe auf Leben und Tod zuzuschauen zwischen dem, der sie beleidigt und gequält und dem edel aussehenden weißen Manne, der aus der Dämmerung hervorgetreten war, um ihr die Freiheit zu bringen.

Es war ein seltsames Bild und noch jetzt durchschauert es mich, wenn ich daran denke. Von dem Augenblick an, wo die Beiden sich mit den Schwertern gegenüberstanden, war meine Besorgniß über den Ausgang verschwunden. Der Sieg stand in den ruhigen Zügen des Sennors geschrieben, vor Allem aber in den großen blauen Augen, die plötzlich gleich denen eines Racheengels streng geworden waren. Aus José's Gesicht sprach nur die unterdrückte Wuth und die tiefe Verzweiflung. Er würde sterben und die Angst vor dem nahen Tode entnervte ihn.

Trochdem that er den ersten Schlag. Der Sennor sprang bei Seite und rannte ihm das Schwert durch den linken Arm. Mit einem Schmerzensschrei sprang der Mexikaner zurück, von dem Sennor verfolgt, der jeden Schlag parirte.

Nun war er innerhalb der Altargitter und nun schügte er den Rücken an einer der Sapotesäulen — die, an die das Mädchen gebunden war. Weiter konnte er nicht fliehen und nun schlug er wild um sich, so daß das Mädchen auf der andern Seite sich auf den Boden kauerte, um seinen Streichen auszuweichen.

Dann kam das Ende. Der Sennor holte zu einem furchtbaren Schläge aus, der dem Kopfe seines Gegners galt, und noch ehe José den Arm wieder heben konnte, sank er schwergetroffen zu Boden und verschied.

Nun muß ich von meiner eigenen Thorheit berichten, die uns Allen beinahe den Tod brachte. Ich hielt, wie ich schon andeutete, Don Pedro umklammert, doch in meiner Aufregung ließ ich nach, so daß es ihm gelang, sich loszureißen, und im Nu war er verschwunden.

Ich stürzte ihm nach, doch zu spät, denn als ich an die Thür kam, schlug er sie mir vor der Nase zu und ich vermochte nicht, sie zu öffnen.

„Fliehet,“ rief ich zum Altar zurückeilend. „Er ist entwischt und wird gleich wieder mit den Andern hier sein.“

Der Sennor hatte es gesehen und war schon dabei, mit seinem Schwerte die Stricke des Mädchens zu durchschneiden, während Molas den Vater befreite. Ich sprang auf den Altar und von da auf die Steineinfassung des zerbrochenen Fensters. Mit Molas' Hilfe gelang es mir, mich hinaufzuziehen. Auf dem Sims sitzend bog ich mich nieder, faßte Zibalbay um die Handgelenke, denn er war zu steif, um zu springen, und zog ihn mit großer Mühe hinauf. Dann bat ich ihn, in den Garten, der nur zehn Fuß tief lag, hinabzugleiten. Dann kam das Mädchen, dann der Sennor und zuletzt Molas an die Reihe, sodas wir uns kaum drei Minuten nach Don Pedros Flucht unverletzt außerhalb der Kapelle zwischen den Büschen des Gartens befanden.

„Wohin nun?“ fragte ich.

Das Mädchen, Mana, blickte sich um und schaute dann zum Himmel auf.

„Folgt mir,“ sagte sie. „Ich weiß einen Weg,“ und eilenden Fußes floh sie durch den Garten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Modejournale.

Blauderei von Martin Beck (Charlottenburg).

Es ist noch gar nicht so lange her, daß auch die Altherzogin Frau Mode ihre eigene Litteratur, ihre Presse, ihre Organe für die Oeffentlichkeit besitz, deren Zahl heute schon kaum mehr übersehbar genannt werden kann. Das klassische Alterthum kannte trotz seiner vorgeschrittenen, zeitweise sogar raffinierten Kultur noch nichts, was unsern heutigen Modeblättern dem Sinne und der Sache nach entsprach. Ebenso wenig das Mittelalter. Bußsüchtige Frauen freilich, allerdings Kleiderlurus und tausend schlaue Mittelchen der Verschönerungskunst kannte die Welt schon seit den Zeiten der ältesten Kulturvölker. Zu Gezeiten gegen den Luxus sah man sich schon im alten Rom gezwungen, zu obrigkeitlichen „Kleiderordnungen“ im deutschen Mittelalter bis in die neuere Zeit und zu Spottgedichten und Moralpredigten gegen Modetheorien dort wie hier. Bereits im früheren Mittelalter wechselte die Tracht der Frauen fast nach jedem Dezennium. 1380 schon klagte ein Chronist: „Wer beuer ein guter Schneider war, der taugt jetzt nicht mehr eine Fliege, also hat sich der Schnitt verwandelt in so kurzer Zeit.“ Zu einer litterarischen und künstlerischen Konzentration der Mode, zu einer Modenzeitung kam es aber nicht. Trachtenbilder in Holzschnitten, Kupferstichen und Radirungen gab es genug aus den verschiedenen Zeiten und von hervorragenden Künstlern, eigentliche Modebilder als Vorlagen jedoch nicht.

Darin gingen zuerst die Franzosen, die stets in allem Kleinen groß waren, bahnbrechend vor. Die Nachahmung französischen Wesens hatte schon während des dreißigjährigen Krieges begonnen, immer von Westen nach Osten vorwärts schreitend und zuerst an den Fürstenhöfen sich zeigend. Zunächst und am auffälligsten machte sich diese Nachahmung in der Tracht geltend. Seit längerer Zeit schon galt Paris als Mittelpunkt der Moden. Auch in Deutschland wurde „à la mode“ das Lösungswort der Stutzer und Stutzerinnen. Vornehme Frauen ließen sich jeden Monat sorgfältig gekleidete Modepuppen aus Paris kommen. Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die deutsche Tracht von der französischen nicht mehr zu unterscheiden. Es war freilich Schande genug, daß sich die deutschen Fräulein der besten Stände die Tracht der Maitresses an der Seine zum Muster nahmen und daß auch an den kleinsten deutschen Höfen die lockeren französischen Sitten und Moden bewundernd nachgeahmt wurden, trotz des heftigen Aufbäumens vieler ehrlicher deutscher Seelen.

Am 31. Dezember 1677 gab Ludwig XIV. in einer Rathssitzung in eigener Person das Privilegium für die Zeitung, die der Welt die französische Mode diktiert sollte. Das war der „Mercure galant“. Nur Sachen, „die nirgend sonstwo und hier zum ersten Male uns Neues zeigen“, sollte er bringen. Und so berichtete der galante Götterbote zuerst über die Hochzeit einer französischen Prinzessin mit ausführlicher Beschreibung aller bei diesem glänzenden Feste getragenen Toiletten. Das erste Modebild, das er brachte, war ein Kupferstich, der die Prinzessin in unerhört langer Schleppe darstellte. Das denkwürdige Jahr, in dem dieser erste Modebericht erschien, heißt 1680. Außerdem brachte der Merkur Dekorationen, Tableaux, Spiele, Tänze, Sonette, Madrigale, Räthsel, die Ziehungsergebnisse der königlichen Lotterie und sogar Musikbeilagen.

Der „Mercure galant“ erschien in starken Monatsheften von über 200 Seiten. In Pergament broschirt kostete ein 15 Sous, in Kalbleder gebunden 20 Sous. Das Privilegium auf dieses erste Modeblatt erhielten Donneau de Visé und Thomas Corneille, der Bruder des großen Pierre Corneille. Thomas, der so etwas wie der Scribe oder Sardou seiner Epoche war und dem lieben Publikum Alles recht dick und grell aufstrug, galt zu seiner Zeit eben so viel wie sein großer Bruder. Aber er besaß, was diesem vollständig abging, einen regen Geschäftssinn und war auch einer der ersten, einflussreichsten und alldiebstlichen Journalisten Frankreichs von immer rüstiger Arbeitskraft. Für die Herausgabe des „Mercure galant“ also die geeignetste Persönlichkeit.

Von seinem außerordentlichen Geschäftssinn legt der erst neuerdings aufgefundenen Kontrakt Zeugnis ab, den er mit seinem Associe, dem Herrn von Visé, für die gemeinsame Direktion des Merkur, die zwanzig Jahre gedauert hat, abschloß. Darin lautet ein Artikel: „Wir obengenannte Herren Corneille und de Visé bleiben für das genannte Privileg des „Mercure

galant“ associirt und werden zu gleichen Sätzen allen Nutzen theilen, der herkommen mag von Verkäufe der Hefte oder von Geschenken, die uns in Geld, Mobilien, Kostbarkeiten, Jahrgeldern u. s. w. gemacht werden könnten.“ Schon damals also blühte die bezahlte Reklame und Thomas Corneille rechnete unverfroren mit ihr.

Dem „Mercure“ folgten bald zahlreiche andere Modejournale. Die erste deutliche Modenzeitung erschien 1712 bei Locher in Nürnberg unter dem verschämten Titel „Die kluge Hausmutter“. Ihr folgten noch ähnliche primitive Organe für Mode und Luxus unter gleichen zaghaften Titeln. Endlich fand sich 1758 in Erfurt Jemand, der den Muth hatte, ein Modenblatt unter seinem wahren Namen erscheinen zu lassen. Rühmenswerth bleibt es aber doch, daß man es in Deutschland anfangs als lächerlich empfand, die Mode so wichtig zu nehmen, um ihr eine eigene Zeitung zu widmen. Jene Erfurter „Mode- und Galanteriezeitung“ erschien mit Modestupfern für 19 Groschen jährlich, bestand aber nur ein Jahr. Eine neue hatte sie verdrängt. Der folgten wieder andere ohne Zahl und Wahl bis 1786.

Da traten zwei beachtenswerthe Blätter von innerer und äußerer Größe auf einmal in die Erscheinung. Der Erfolg, den beide verzeichnen konnten, zeigte, wie außerordentlich sie den Anforderungen der großen Welt gerecht zu werden verstanden. Das bedeutendere von Beiden war das von Vertuch und Kraus in Weimar monatlich herausgegebene „Journal des Luxus und der Moden“. Das behandelte die Moden förmlich wissenschaftlich, brachte in seinem belletristischen Theile Beiträge der ersten Schriftsteller seiner Zeit und zeichnete sich eben so vortheilhaft durch französische und englische Kupferstiche aus, die ein Spiegelbild der Zeit bis zum Jahre 1827 geben. So lange bestand das Blatt.

Länger, bis 1848, vermochte sich das zweite zu halten, das mit deutschem und französischem Text in Frankfurt am Main erscheinende „Journal des Dames et des Modes“. Es erschien auch illustriert jede Woche einmal und brachte es während der 52 Jahre seines Bestehens auf die statische Zahl von 150 Bänden. Außer diesen beiden Modeblättern vornehmlichen Stiles brachte auch das Heer der damals so beliebten Almanachs und Taschenkalender im niedlichen Duodezformat gern Modestupfer.

Nieblingen, kulturhistorisch wie künstlerisch interessantesten lieferte Chodowiecki. Wie allerliebst ist zum Beispiel die Serie Genrebildchen in Radirungen, die Berliner Trachten des 18. Jahrhunderts darstellt und uns wie eine Sammlung frischer Augenblicksbilder der damaligen Damen, ihrer Kleidung und abentheuerlichen Frisuren anmuthet. Auch Kiepenhausen lieferte vortreffliche, lebenstreue Modenbilder seiner Zeit in Kupferstichen. Das einzig übriggebliebene Taschenbuch aus jener Zeit, der seit 1763 erscheinende Gothaische Genealogische Taschenkalender, der jetzt nur noch hochfeudal auftritt, unterhielt von 1782 bis 1796 auch die Welt mit den neuesten Modeberichten aus Paris, Berlin, Leipzig und Dresden. Es gewährt wirklich ein Vergnügen, in jenen alten Modejournalen und Almanachen zu blättern und unsere Großväter und Urgroßväter sammt Familie in ihren Trachten wieder aufleben zu sehen.

Die von Engelhorn in Stuttgart einst herausgegebene „Muster- und Modenzeitung“, die 1853 schon die damals große Abonnentenziffer von 31 000 besaß, das von 1803 bis 1846 erschienene „Wiener Journal für Theater, Musik und Mode“ und die „Victoria“ bildeten nur den Uebergang zu den heutigen großen deutschen Mode- und Frauenzeitungen, wie „Bazar“ (seit 1855), „Wiener Mode“, „Mode und Haus“ und die von Lippert herausgegebene „Illustrierte Frauenzeitung“, die an der Spitze aller steht und eine Erweiterung vornehmster Art der seit 1865 erscheinenden „Modenwelt“ bildet.

Diese modernen Frauenblätter genügen auch den verwöhntesten Ansprüchen, indem sie nicht einseitig nur die Mode der Tracht pflegen, sondern über Alles berichten, was eine gebildete Dame und Hausfrau nur irgend interessieren kann. Außer dem ganzen Gebiete der Toilette, in das sie auch historische und Volkstrachten schließen, wenden sie daher auch weiblicher Handarbeit und Kunstfertigkeit, der Wäsche, den Möbeln, der Kunst im Hause, der Wirtschaft, der Küche und dem gesammten Frauenleben ihre Aufmerksamkeit zu. Wenn unsere Frauen solche Blätter, die das solid Einfache und das wahrhaft Praktische betonen, zu ihrer Lieblingslektüre machen, können sich die Männer nur darüber freuen, d. h. wenn sie sich dabei den Sinn für die Werke der Kunst und Litteratur immer offen halten und nicht nur Moden studiren, wie eine beifühmsmäßige Modistin. Kluge Frauen werden viel aus den Modezeitungen lernen, eingedenk des Grundsatzes: was schön ist, bleibt immer Mode. Unkluge werden trotz der Geschmacks-

läuterung, die ihnen daraus zu Theil werden kann, doch Modensuppen bleiben.

Uebrigens ist es charakteristisch, daß außer vielen anderen fremdsprachlichen Ausgaben deutscher Modenblätter auch Paris solche, z. B. von der Illustrirten Frauenzeitung, in französischer Sprache veröffentlicht, obgleich seine Welt Herrschaft auf dem Gebiete der Mode noch immer eine unbesiegt ist. Kleine Modenzeitschriften besitzen die Franzosen wohl, die theilweise in Leipzig oder, wie die vornehmste davon, der „Moniteur de la Mode“, in Frankfurt a. M. eigene Vertriebsagenturen für Deutschland unterhalten, ferner „Le Petit Echo de la Mode“, „La Mode française“, „La Mode illustrée“, „Le Courier de la Mode“ u. a., aber nicht eine einzige von dem Beltruf der großen deutschen Modenblätter. Die beachten wohl die Grundformen der Pariser Mode, halten aber dabei stets an dem Grundsätze geschmackvoller Einfachheit fest.

### Allerlei.

Ueber das furchtbare Unglück, das in der vergangenen Woche aber die zwischen Tarent und Brindisi gelegenen Ortschaften Orio, Sava und Lattano hereinbrach, werden erst jetzt Einzelheiten bekannt. Vollkommen machtlos standen da der Mensch und seine Werke dem furchtbaren Wirbelsturm gegenüber. 66 Menschen sind durch Trümmer von einstürzenden Häusern und ausgerissenen Bäumen todtgeschlagen und 170 schwer verwundet worden. Auf einer Fläche von einer Quadratmeile sind sämtliche Häuser, Gärten und Bäume umgerissen und Dächer, Steine und Hausgeräte Hunderte von Metern weit fortgeschleudert worden. Der Anblick der Felder auf diesem Gebiete ist entsetzlich. Alle Pflanzungen sind zerstört, Leichen von Männern, Weibern und Kindern, zum Theil aus fernen Ortschaften durch den Wirbelsturm hierhergetragen, liegen umher. Fast Alle weisen die Symptome der Erschöpfung auf, die durch den gewaltigen Luftdruck herbeigeführt wurde, und aus den weitgeöffneten Augen starrt noch das Entsetzen der Todesstunde. Selbst die massiv gebaute Eisenbahnstation von Orio wurde zerstört. Die Familie des Stationschefs wurde wie durch ein Wunder gerettet, weil sie sich unter einem Thürbogen hatte bergen können. Aber die Leichen der Familie eines anderen Bahnbeamten, fünf Personen, wurden an verschiedenen Stellen der umliegenden Felder entsetzlich verstreut aufgefunden. Nur einjähriges Kind wurde unter den Trümmern des Gebäudes noch lebend herausgeholt. Von zwei mit Weintrauben beladenen Eisenbahnwagen ist jede Spur verschwunden. Ein mit Wasser gefüllter Tender, der 400 Centner wog, wurde aus den Schienen gerissen und mehrere hundert Meter weit weg geschleudert. Man fand ihn bis zur Achse in die weiche Erde eingewühlt. Ein mit Salz beladener Karren wurde in die Lüfte getragen und auf einem zerpaltenen Baume gefunden. Das davor gespannte Maulthier lag 300 Meter davon entfernt todt in einem Saalfeld. Die Glocken des Domes von Orio wurden aus dem Thurme gerissen und haben bis jetzt nicht wiedergefunden werden können. Furchtbare Szenen spielen sich bei den Trümmern der eingestürzten Häuser ab. Der Engländer entlud sich 18 Sackweilen von Kajano entfernt und schüttelte dort, was er auf seinem Wege von Tarent bis zur Küste des Adriatischen Meeres mit sich fortgerissen hatte, in die Fluthen. In der Nähe befindliche Fischer geriethen in Entsetzen, als sie plötzlich einen Regen von Baumstämmen, Ziegeln, Eisenbeilen, Thürnen, Stühlen, Tischen und allerlei Hausgeräth ins Meer fallen sahen. Der angerichtete Schaden beträgt circa fünf Millionen. Aber der Drang der Wohlthätigkeit und das Mitleid ist in Italien systematisch ersüßt worden, als die für die Opfer der Erdbeben in Aschia und Calabrien gesammelten Gelder unter Billigung der Staatsregierung und der Kommunalbehörden ihren Zwecken verbrecherisch entfremdet wurden. Der einzige Italiener, der für die Hinterbliebenen der stillianischen Arbeiter und für die durch den Wirbelwind all' ihrer Habe beraubten Apulier etwas gesendet hat, ist der König Umberto. Seine 40 000 Lire aber sind ein Tropfen auf den heißen Stein.

Was es kostet, Lordmayor zu sein. Nur wenige Wochen wird es währen — so schreibt man aus London — und Sir George Faudell Phillipp wird das Palais von Mansion House räumen, um daselbst seinen Nachfolger, den Obersten Horatio David Davies, einzusiedeln zu lassen. Sir Phillipp wird gerade seinen unausbleiblichen Ruf als Schöpfer und als Neuerer zurücklassen, wohl aber wird ihm neben der Ehre, durch seine Bißte in Guildhall, gleich seinen Vorgängern, sich verewigt zu sehen, ein Titel im Gedächtniß der Bürger Londons für immer herabrit bleiben, nämlich der, der Lordmayor des Jubiläumjahres gewesen zu sein. Was diese Ehre bedeutet, erhellet aus Folgendem: Bekanntlich erhält der Lordmayor, dieser erste Beamte Londons, eine „Entschädigungszahlung“ von ca. 160 000 Mk. für die Zeit seines Dienstjahres, wovon er an dem Tage, da er Besitz von seinem Ehrenposten nimmt, bereits den größten Theil verausgabt. Sofern er zu Ehren hoher Gäfte Feste zu geben oder gar einen Prinzen zu empfangen hat — denn alle diese Ehren liegen dem Lordmayor ob — so wird er sich schlecht mit weniger als 1—1½ Millionen

Ausgaben aus der Affaire ziehen. Die Substitutionen für Wohlthätigkeitswerke, für Gesellschaften, für Presse in den Schulen u. s. w. ziehen die weiteren Opfer nach sich. Thatsache ist, daß noch keiner der Vorgänger vielleicht sich zu solchen Kosten gezwungen gesehen hat und niemals so viel Geld in Mansion House und im Guildhall-Palast ausgegeben worden ist wie in diesem Jahre. Nicht nur zwei oder drei Prinzen, wie solches seinen Vorgängern passirt, hatte Sir Phillipp einmal bei sich zu bewirthen, sondern alle diejenigen, die sich im Gefolge des Triumphzuges der Königin zur Sanct-Paul-Kirche befanden. Der in Guildhall zum Schluß der Festwoche gegebene Ball mit seiner außerordentlichen Pracht kostete dem Lordmayor allein ca. 2½ Millionen Mark. Auch der König der Belgier, der König von Siam zc. zählten zu den im Hause des Londoner Stadtoberhauptes empfangenen Gästen. Die Substitutionen für die Jubiläumstiftungen kosteten ihm allein ca. 1½ Millionen. Mit einem Wort — die Ehre des Lordmayor-Amtes soll Sir Faudell Phillipp um ca. zwölf Millionen erleichtert haben!

Als Seitenstück zu der „wandelnden Leiche“, über welche wir jüngst berichteten, theilt ein älterer Kriminalbeamter aus dem jetzt eingegangenen Spandauer Buchhause folgenden Vorfall mit: Der zu einer 10jähr. Buchhausstrafe verurtheilte Schreiber von M. wurde auf dem Hofe der genannten Stajanshals als Außenarbeiter beschäftigt. Eines Tages erhielten sechs Sträflinge den Auftrag, einen 2pännigen Wagen mit Müll und Schutt zu beladen. Der bei dieser Arbeit anwesende Aufseher wurde auf kurze Zeit abgerufen, und da der Hof von allen Seiten verschlossen war, so war an ein Entweichen der Sträflinge nicht zu denken. M. machte indeß seinen Mitgefängenen folgenden Vorschlag: Er sprang auf den Wagen, kletterte sich lang auf demselben aus und ließ sich von den anderen Gefangenen mit Müll und Schutt derartig bedecken, daß von ihm auch nicht das geringste zu sehen war. Als der Aufseher nach dem Gefängnißhofs zurückkehrte, vermügte er den M. nicht jogleich. Erst als der vollbeladene Wagen den Gefängnißhof verlassen hatte und der Führer desselben nach einer Müllabladestelle vor dem Thore hinaus war, fiel ihm das Fehlen des Sträflings auf. Alles Suchen nach dem Entwichenen in der Anstalt war selbstverständlich resultatlos. Draußen, kurz vor der Müllabladestelle buddelte sich der schlaue Verbrecher aus seinem Müll hervor. Der Kutscher sprang erschreckt vom Wagen und lief davon. M. benutzte die Gelegenheit, schritt eines der Pferde vom Wagen, schwang sich hinauf und tritt nach Potsdam, wo es ihm trotz seiner Sträflingskleidung gelang, das Pferd an einen Handelsmann zu verkaufen. Erst nach vielen Monaten konnte der Verbrecher wieder eingefangen werden.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Brotschriften veröffentlicht. Vespredungen nach Auswahl vorbehalten.

„Trug-Bathseba“ ist der Titel eines fesselnden Romans, dessen Abdruck in Heft 9 der Familieneitschrift „Am deutschen Herd“ (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt von S. Schottlaender) beginnt, nachdem der Roman „Im Banne der Leidenschaft“ von La Rose in demselben Hefte, — welches die Nummern 33 bis 36 umfaßt, — zu Ende geführt worden ist. Der Roman „Trug-Bathseba“, dessen Verfaßer der bestens bewährte Engländer Hans Hermann ist, spielt in den schlesischen Bergen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts und giebt ein augenscheinlich auf sorgfältigen Studien beruhendes getreues Bild der zeitlichen und lokalen Verhältnisse, der geistigen und sittlichen Strömungen jener Tage, in denen die Gestalt des genialen preussischen Herrschers, der nicht nach gallischem Muster den Fürsten als den Staat selbst, sondern als den ersten Diener des Staates bezeichnet, wie der Herold einer neuen Zeit auf den Plan der Weltgeschichte tritt. Das Heft 9 der schnell beliebt gewordenen Wochenschrift beginnt auch mit der Veröffentlichung einer Reihe von Erzählungen und Skizzen, die August Strindberg, der bekannte schwedische Dichter, unter dem Gesamtstitel „Aus den Scherensinseln“ vereinigt hat. Die Einleitung, in der Strindberg im Allgemeinen Land und Leute charakterisirt, sowie die beiden ersten Erzählungen „Des Pastors Gern“ und „Aberglaube“ zeigen, daß es kein Waagniß war, den als krasse Naturalisten vertriebenen Strindberg in einem Familienblatte zu Worte kommen zu lassen. Die Erzählungen und Charakteristiken enthalten durchaus nichts Antöstiges und zeigen doch des schwedischen Dichters hervorragende Darstellungsgabe und Menschenkenntniß in vollem Maße. Von ferneren Beiträgen seien angeführt: „Eingeschnitten“ Novelle von S. von Noitz (Schluß); „Die Gerns-Dramanten“ von Koloman Hunkacsy; „Runge Lere“ Novelle von Martin Bauer; „Panagena“ Novelle von Frau Marie; Gedichte von Otto Doepfemer, Alfred Friedmann, R. Weiz (Th. Freiberger). Von den zahlreichen Illustrationen seien besonders hervorgehoben die Doppelbilder: „Michel Angelo an der Leiche der Vittoria Colonna“ von Francesco Zvonovacci; „Weidende Kinder“ von J. d. L. de Haas; „In Waldesgründen“ von G. L. Fahrbach und die Vollbilder „Die jähende Mailänderin“ von G. Doser und „Jairi Dächterlein“ von G. Feldmann.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Ebelke & Co. (Saale), Leipzigstr. 87

235

14) Autorisirt  
Dar  
Thür un  
„Se  
in die R  
eine Tre  
Wit  
Ede, no  
Zur  
meine M  
Die Gei  
Ich  
die sich  
Die Rau  
licht erl  
Altar je  
warf, sic  
ein alter  
An  
geschmigt  
halten bi  
seine To  
daß sie e  
dem Mä  
Gesicht  
mächtiger  
wie Don  
Sie  
gesehen,  
welliges  
oval und  
teten bar  
umhüllte.  
Der  
Molas  
Paar un  
auch Dor  
rissen, f  
zeigten  
Heitpeit  
Es  
vor dem  
der Stir  
„Di  
Spanisch  
Antwort  
Da  
gesehen,  
an und